

# Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 4 — Sonntag, den 26. Januar 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

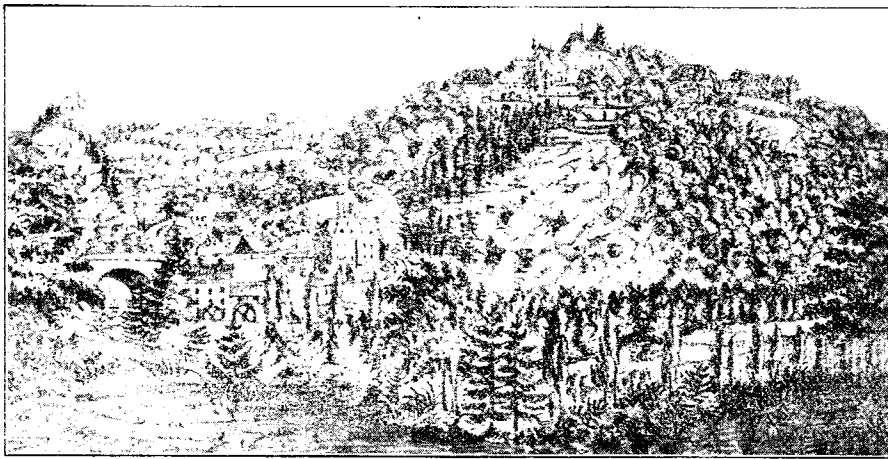
## Der dreißigjährige Krieg im Erzgebirge

Bis zum Jahre 1629 hatte man im Erzgebirge von dem großen Kriege in den deutschen Landen nur wenig bemerkt. Einige Durchmärsche der Kaiserlichen über das Gebirge brachten nur vorübergehende Unzuträglichkeiten. Die entscheidende Wendung in der Politik des Kurfürsten Johann Georg I. brachte das Jahr 1631. Truppen wurden geworben; die Erzgebirgspässe besetzt; aber erst 1632 wurde das Gebirge wirklich der Schauplatz des Krieges und seiner Drangsale. Lehmann sagt in Bezug hierauf: „Das gute Gebirge . . . mußte alle Parteien von Freund und Feind erdulden, sie speisen, auslösen, fördern und hausen lassen.“ (Der Vernichtungszug des Kaiserlichen Feldherrn Holcke durch das sächsische Erzgebirge. Von A. Tector. Zwickau, Höfer. 1829.) Von Eger kommend, drang 1632, Mitte August, der General Holcke mit seinen Scharen über Elbogen, Neudeck nach Eibenstock und von da gegen Schneeberg vor. Gar übel haben die Kroaten überall gehaust. Schwarzenberg, Schneeberg, Böhmisch, Grünhain, Elsterlein, Geyer wurden geplündert und niedergebrannt. Am 15. August stand Holcke vor Zwickau, welches nach vergeblicher Aufforderung mit 7 über Nacht aufgepflanzten schweren Geschützen beschossen und dann mit „Atford“ besetzt wurde. Während dieses Angriffes war „ein Regiment Croaten“ auf Chemnitz, Dederan, Freiberg bis gegen Dresden gegangen. Dederan wurde niedergebrannt, Augustusburg geplündert, Annaberg angegriffen und dessen Umgebung verwüstet und ausgeraubt. „Werden uf dem Lande hin und wider schreckliche Zeitungen gehört von Tyrannen, Morden, Plündern und Brennen. Das liebe Getraide wird schrecklich zertreten, viel hundert Stück geraubt Vieh von den Markadannen theuer verkauft, Brot und Bier durch dieselben abgeführt, dadurch Hunger, Brotmangel, Zagen und Wehklagen bei männiglich verursacht worden.“ (Chronicon Annabergense). Scharfenstein wurde verheert, die Scheibenerger und Königswalder Kirche angezündet „und Was die benachbarten Städte Kriesspressuren aufgestanden, solches berichten die Chroniken“.

Das in Brandschutt liegende Marienberg wurde zehn Tage lang ausgeplündert; sodann auf dem Zuge gegen Freiberg, Lauterbach, Böhmisch, Olbernhau, Pfaffroda, Sanda, Dörnthäl geplündert, „daß nicht ein Stück Vieh im ganzen Dorfe, ja nicht ein Huhn übrig geblieben.“ Frauenstein, Dippoldiswalde, Ehrenstein, Rauenstein, Altenberg ufm wurden ausgeplündert

und zum großen Teile zerstört. Den 3. September überfiel Holcke Frauenstein und ließ alle Defensioner, so er im Gewehr gefunden, niederhauen, „hauste auch sonst sehr übel“. Von da rückte er gegen Chemnitz, wo er sich mit Feldmarschall Gallas vereinigte. Dieser belagerte sodann Freiberg, welches kapitulierte, und Holcke marschierte nach Zwickau und Plauen, um sich mit Wallenstein zu vereinigen.

Der Rückzug der Kaiserlichen nach der Schlacht bei Lützen verbreitete über das Gebirge von neuem Schrecken, Elend und Not. Die Kaiserlichen trieben alles Vieh, was sie überhaupt noch in den Ställen fanden, mit fort. Als einermassen wieder Ruhe wurde, kamen die geprügelten Landesbewohner aus den Bergschluchten und Wäldern wieder hervor; kaum elendes Kleienbrot und Salz konnten sie aufreiben, als der Landmann wieder zum Pfluge griff. Scharfenstein, von wo eine kleine kaiserliche Besatzung die Aemter Wolfenstein, Lauterstein, Augustusburg, sowie die Bergstädte brandschag-



Das alte Schloß Wolfenstein auf steilaufragender Felsklippe wurde überfallen, in den Aemtern und Bergstädten brandschagten die Kaiserlichen. Unter den wiederholten Plünderungen hatte die Bevölkerung schwer zu leiden.

ten, ließ Herzog Bernhard von Weimar überfallen. Am 16. Dezember rückte er vor Zwickau, beiwoh die sich lebhaft verteidigende, von den Kaiserlichen besetzte Stadt und legte mit dem Feuer von acht halben Karthaunen die Stadtmauer am Rößleinturme nieder, so daß die Kaiserlichen am 27. mit Atford — „fliegenden Fahnen, Kugeln im Munde, brennender Lunte und viel Bagagiewagen“ abzogen.

Aber schon im folgenden Jahre blutete das arme Gebirge von neuem unter der Geißel der Kaiserlichen. Holcke brach über Joachimsthal ein. Schwarzenberg und Schneeberg wurden noch ärger gemißhandelt, wie das Jahr vorher. „Alles geplündert und zu nichte gemacht; raubt den Altar, heilige Geräte, Messgewänder, demolirt die Bilder von Luther und Melancthon“. Que wurde niedergebrannt, Böhmisch geplündert und ausgeraubt. „Dazumal ist auch das Getraide im Felde, so zum Teil in Garben, theils abgeschnitten, meistens aber noch unangemäht hinterlassen, und hernach an vielen Orten vom Feinde ganz niedergetreten, zerstreuet und verderbet worden. Dabei wird überall übel gehaust, das benachbarte Bauernvolk geplündert, in die Wälder gejagt, daß sie sich alhier theils retirieren müssen. Bald sind sie auf, bald kommen sie wieder, peinigen die armen Leute, denen sie uff der Straße begegnen. Dahero großer Jammer gehöret, welcher nicht zu beschreiben.“ (Chronicon Annabergense.) Buchholz, Rurschenstein, Seiffen, Frauenstein, die ganze Schwar-

zenberger und Eibenstöcker Gegend werden wiederholt ausgeplündert. Wochenlang bringen die Bewohner in den Wäldern zu. Zu diesen Drangsalen durch den Feind gesellten sich die Verheerungen, welche die Pest über das ganze obere Gebirge brachte. Sie wütete besonders im August und September in Annaberg, Marienberg, Zöblitz, Altenberg, Zwickau und Umgegend.

Die Kaiserlichen setzten ihre Verheerungen fort, bis der sächsische Oberst von Taube das Land von ihnen befreite. Der rohe Kriegsgeist der eigenen Truppen verursachte aber fast eben so große Bedrückungen und verlangte ebenso unerschwingliche Kontributionen, wie der Feind.

„Ich könnte gerade hin alles von Wort zu Wort noch einmal wiederholen, was vom Jahre 1633 soeben erzählt wurde, und es wäre ein treuer Bericht der Drangsale von 1634.“ (Hering, Sächs. Hochland.) Nach der Ernte brachen die Kaiserlichen an mehreren Punkten wieder über das Gebirge herein. Sayda, Marienberg, Annaberg, Wolfenstein, Zschopau, Frauenstein, Glashütte, Dippoldswalde usw. wurden wiederholt geplündert. „Die Kaiserlichen haben in unserem Erzgebirge grausam gemüht mit Ausplündern, Brennen usw.“ (Steinbach, Zöblitz.) Aber die eigene verwilderte Soldateska hauste nicht minder schrecklich. Man fürchtete die Sachsen ebenso wie die Kaiserlichen. Es waren sächsische Dragoner, welche die Tore von Marienberg stürmten und die Stadt, wie später auch Annaberg, plünderten.

„Um diese Zeit“, schreibt Senifius, „begibt sich das arme, verjagte Landvolk aus den Wäldern wiederum in ihre zerstörte und ausgeplünderte Hüttlein mit Furcht“, denn es ward „viel vom Frieden ausgesprengt“.

Kurfürst Johann Georg I. hatte am 20./30. Mai 1635 den Prager Frieden geschlossen; aber weder für Sachsen noch für das Reich ging eine der auf ihn gegründeten Hoffnungen in Erfüllung. Im Gegenteil: der Prager Frieden hatte die größten Drangsale für Kursachsen im Gefolge. Verödung, Hungersnot und Pest waren schon da; nun aber brachte die gesteigerte Verwilderung, und vor allem die Rachsucht der verärgerten Bundesgenossen die fürchterlichsten Greuel. Hatten vorher nur die Kaiserlichen im Lande gehaust; so wurden von nun an auch die Schweden zu Feinden und übertrumpften die Kaiserlichen an Ingrimm und Wut.

General Baudiß, welcher die Schweden aus dem Reiche hinausdrängen sollte, unterlag bei Dömitz, Goldberg und Kyritz. Furchtbar hausten die Schweden in der Saalgegend. Als aber die Sachsen von neuem bei Wittstock durch Baner geschlagen waren, da „erschien diese Niederlage den Protestanten wie ein Gottesurteil über das Judaswerk des Prager Frieden“.

Die Schweden drangen in Kursachsen ein; Raub, Plünderungen und Erpressungen bezeichneten ihren Weg; Städte und Dörfer wurden verheert und niedergebrannt, Wohnungen und Eigentum zerstört, keine Kirche und Schule, kein Hospital oder milde Stiftung verschont und die Bewohner auf die grausamste Weise gequält, gemartert und getötet. Das unglückliche Land mußte Bauer's Zorn gegen den Kurfürst entgelten. „Die Schweden sengen, brennen und plündern überall“ . . . „von dieser Zeit an hat es viel Plackerei im Lande gegeben“ . . . (Tobias Schmidt).

Das Land atmete etwas auf, als der Krieg sich nach Schlesien und Pommern zog; aber schon 1638 drang Baner, aus Thüringen kommend, über das Vogtland im Erzgebirge ein, belagerte Freiberg zwar vergeblich, unterwarf aber das ganze Gebirge ein volles Jahr lang methodischen Brandschakungen, welche die kaiserlichen Streifkorps und selbst sächsische Truppen unmethodisch vervollständigten. Der kleine Krieg, welcher zwei Jahre lang in Sachsen geführt wurde, und die unaufhörlichen Truppendurchzüge saugten das Land bis auf das Mark aus.

Im Februar 1639 rückte Baner vor Zwickau, welches sich schwach verteidigte und „auf gut Kredit geöffnet“ ward. Rationen, Brandschakung, Rekruten, Getreide wurden „mit großer Bosheit eingefordert“ Dann marschierte Baner nach den Berg-

städten, „wodurch abermals eine große Furcht und Schrecknis verursacht wird“. Vor Annaberg nahmen die Schweden „allenthalben die besten Pferde weg, lassen sich mit Kleidung, Schuhen, Stiefeln, Sattel, Hufeisen, Nägel usw. mundieren.“ Ihre Parteien haufen zu Marienberg, Wolfenstein, Preßnitz und den Dörfern. Nachdem Baner die Sachsen bei Chemnitz den 4. (14.) April geschlagen, wies er seinen Generalen das Obergelbirge in bestimmten Bezirken zur Brandschakung an. Die Schweden behaupteten dasselbe ein ganzes Jahr, in welchem sich alle Gräueltaten wiederholten, welche bis dahin das Gebirge heimgesucht hatten. „Da war kein Amt, Stadt, Flecken, Dorf oder Schloß im Gebirge, welches nicht geplündert oder gebrandschakt wurde. Lauterstein, Zöblitz, Altenberg zc. wurden niedergebrannt, Buchholz, Zschopau, Frauenstein, Rabenau zc. bis auf den letzten Deut geplündert, so daß den Einwohnern kaum Kleienbrot übrig blieb. Die Einwohnerschaft ganzer Orte floh in die Wälder oder verkroch sich in den Gruben.“ (Hering, Sächs. Hochland. I. 357 ff.)

Erst im Juni 1641, nach einer den 19. Mai begonnenen Belagerung und hartnäckiger Verteidigung der Schweden, gelang es, Zwickau durch „Afford“ zu gewinnen. Die Stadt hatte außerordentlich gelitten; Durchzüge, Einquartierung, Angriffe, Verteidigung usw. alle Lebensmittel-Vorräte aufgehört. „Viel arme Leute haben nur Kleienbrot gegessen; bei vielen hat auch dieses mangeln wollen. Kein Tropfen Wein. Man hat am 3. Juni die Kommunion einstellen müssen. Die Stadt hat insgesamt über 1½ Tonne Goldes zahlen müssen an Rationen Brandschakung, für die Glocken, Waffen, Pferde, Geschirren, Getreide, Wein, Bier usw. Der Schaden an Häusern, Brücken, Bornwerken, Scheuern, Gärten beträgt 1¼ Tonne Goldes. „Es ist nicht möglich, daß man alles erzähle.“ (Tobias Schmidt.)

Im Obergelbirge folgte 1642 eine Plünderung der anderen. „Das Volk im Gebirge muß viel leiden, sowohl von den Kaiserlichen, die nach Böhmen retirieren, als auch von den Schweden.“ Große Drangsale.

Im Dezember zog Torstenion von Leipzig gegen Freiberg und belagerte es vom 27. Dezember bis zum 17. Februar 1643, wo die Kaiserlichen unter Piccolomini die heldenmütigen Verteidiger entsetzten. Auch während dieser Zeit hatten die Schweden das Obergelbirge wieder furchtbar verwüstet; hauptsächlich Wolfenstein und Frauenstein. Torstenion ließ eine Befagung in Chemnitz und in Zwickau zurück. Auch Schwarzenberg besetzten die Schweden. „Die Stadt empfand es merklich, daß die Schweden keine Freunde, sondern Feinde waren.“

Im Frühjahr 1644 „gingen die Parteien stark um Zwickau und taten viel Schaden“; auch die drei Regimenter Schweden in Schneeberg, welche bis Mitte Januar 1645 stehen blieben haben „Schächte eingeworfen und beschädigt, Berchhäuser geplündert, die armen Leute ausgeraubt, gejagt, geschändet und geängstigt, die Häuser geplündert und verderbt“.

Da schloß der Kurfürst den Waffenstillstand zu Kößchenbroda, den 27. August (6. September) 1645, welcher den schlimmsten Drangsalen ein Ende machte und Raub, Mord, Brand und Verwüstung endigte, wenngleich noch im folgenden Jahre besonders das sächsische Erzgebirge durch die aus Böhmen herüberstreifenden Schweden vieles zu leiden hatte, und die Märkte der Schweden in Eibenstock, Annaberg und Zwickau Furcht und Schrecken verursachten.

Die größeren Krieags-Drangsale hatten nunmehr ein Ende; aber in welcher einem Zustande befand sich das Land, dessen Aufbau systematisch verwüstet, dessen Städte und Dörfer niedergebrannt, dessen Bevölkerung um mehr als die Hälfte gesunken, dessen Wohlstand auf Menschenalter hinaus vollständig vernichtet war! Hungersnot und Seuchen hatten die Bewohner dahingerafft; das ganze Kursachsen war grauenvoll verwüstet und die Einkünfte des Landes, wie seine Reichtümer, wurden von den Feinden bis auf den letzten Heller vernichtet und verzehrt.

Das Friedensfest wurde von Vielen nur auf den Trümmern ihrer Habe begangen.

# Was erzählen uns die Wappen des Chemnitzer Kreises

Zwei Symbole sind es, die eine Zusammenstellung der Ortswappen im Bereich der Kreishauptmannschaft Chemnitz auffällig beherrschen: das Industriezeichen des Bergbaues und die Farben der Herrschaft von Schönburg. Alle anderen hinweisen auf die staatspolitischen Ereignisse und Umwälzungen, die man gerade in der Entwicklung der Wappen so oft wiederfindet, oder die Auswirkungen des Kräftegleichgewichtes zwischen weltlicher und kirchlicher Macht fehlen fast ganz. Das Gebiet im südwestlichen Teile von Kursachsen war gewerblich sehr rege und der Bodenreichtum machte ihn zu einer wohlbehüteten Schatzkammer des gesamten Landes. Das Hervortreten der wirtschaftlichen Momente rechtfertigt es, wenn wir auf unserem Streifzug durch die Ortswappen des Kreises Chemnitz zunächst die in den einzelnen Hoheitszeichen verewigten Symbole des Bergbaues berücksichtigen.

Im Wappen der Stadt **Annaberg** ist die Hauptfigur die heilige Anna, die der „Stadt am Schreckenberge“ ihren Namen gab; auf ihren Armen hält sie Maria mit dem Kinde; zu Füßen ihres Thrones befindet sich ein silberner Schild, der Eisen und Häufel gekreuzt zeigt. Zu beiden Seiten der Hauptfigur steht je ein weißgekleideter Bergknappe, mit Grubenlicht und Arztleder ausgestattet. Dieses Wappen wurde der Stadt im Jahre 1501 von Kaiser Maximilian I. verliehen. Die einzelnen Zeichen machen überdies das Wappen „redend“. — Eine gewisse Ähnlichkeit weist das Siegel von **Buchholz** auf; auch hier ist die Hauptfigur eine Heilige, St. Katharina, zu deren Füßen sich ein kleinerer Schild mit den Berghämmern befindet. Ihr zur Seite stehen zwei Buchen, die mit dem Namen der Stadt in Zusammenhang zu bringen sind. Ein altes Siegel aus dem 15. Jahrhundert trug außerdem noch ein Schriftband, das die bewußt redende Form des Wappens noch offenkundiger gestaltet, es heißt: „S. MONTIS SANCTE KATHARINE IM PVCHOLZ“, d. h. „Berg der heiligen Katharina im Buchenholze“. — Ein überaus reichhaltiges und geschichtlich interessantes Wappen besitzt **Hohenstein-Ernstthal**. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fand die Zusammenfassung der beiden Städte Ernstthal und Hohenstein statt. Die Tradition dieser beiden Orte fand ihre sichtbare Fortsetzung in dem neuen Siegel.

Es handelt sich um einen Schild, der quadriert ist. Im ersten Viertel sieht man St. Christophorus mit dem Jesuskinde, dieser Heilige ist der Schutzpatron der Hohensteiner Kirche; das dritte Viertel zeigt auf blauem Grunde die beiden Berghämmern. Im zweiten Viertel steht zwischen silbernen Bergen eine Tanne, offenbar handelt es sich hier ebenfalls um einen Hinweis auf den Bergbau und den Waldreichtum der Gegend; im vierten Viertel befinden sich zwei verschlungene Hände. Die beiden letzt-

genannten Zeichen standen einstmals im Ernstthaler Wappen. Ueber der neuen Wappenkombination liegt in der Mitte ein kleiner Herzschild, der in Schrägteilung die Farben Rot und Weiß zeigt, es handelt sich hier um die Farben der Herrschaft von Schönburg, denen wir noch mehrfach begegnen werden. —

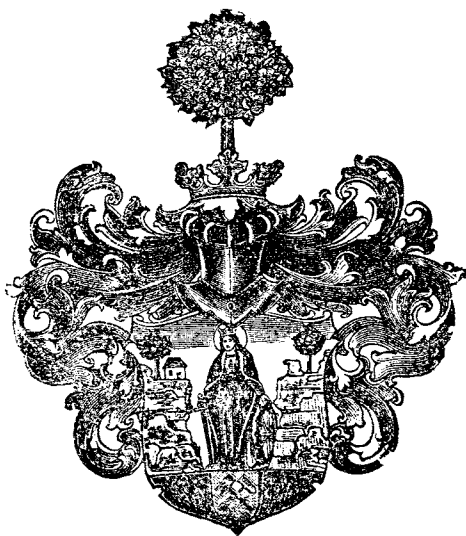
Das Stadtwappen, das **Böhlstadt** (Josephstadt) führt, zeigte ursprünglich Werkzeuge der Köhler und Bergleute, nämlich Köhler- und Spiegharken, darunter Schlegel und Eisen. Den Schild hielt ein Engel. Aus dem Köhler- und Spiegharken wurden die Zeichen Rechen und Senie. Man scheint der Meinung gewesen zu sein, mit dem Niedergang des Köhlergewerbes der Landwirtschaft durch Aufnahme deren Zeichen besondere Ehre antun zu müssen. Es ist aber auch nicht ganz ausgeschlossen, daß die Aenderung der Köhlerwerkzeuge in Geräte der Landwirtschaft infolge einer Verwechslung erfolgte. Die beiden Zeichen des Gewerbes befinden sich jedes für sich in einem kleinen Schilde, hinter denen ein knieender (nicht stehender) Engel zu sehen ist. Zu erwähnen ist noch, daß die Zeichen des Bergbaues erst im Wappen aufgenommen wurden, nachdem der Kurfürst Johann Georg I. den Ort zur Stadt erhoben hatte. — In stilvoller Weise zeigt die Stadt **Leuna** im

Erzgebirge das Symbol des Bergbaues. Der Wappenschild ist im Grunde Gold mit drei schwarzen senkrecht verlaufenden Balken; über diesen Farben liegen die gekreuzten Berghämmern, die allerdings nicht immer geführt wurden, sondern erst aus neuerer Zeit stammen. — Auch die durch ihren Silberreichtum bedeutend

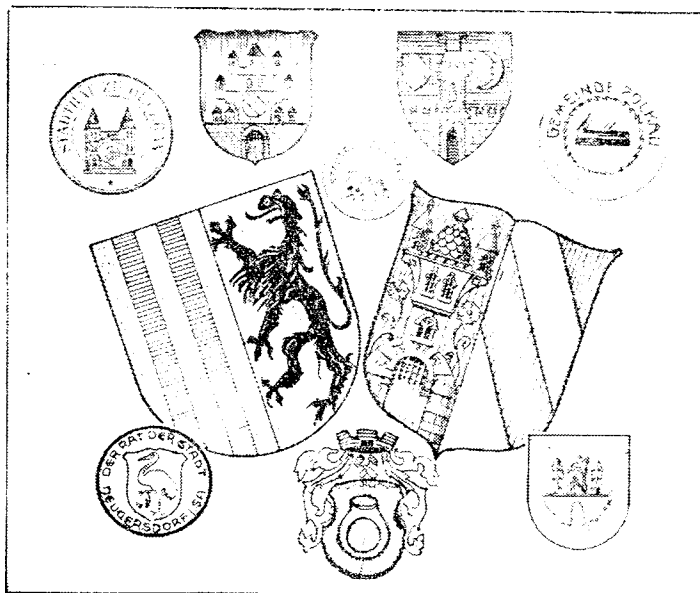
gewordene Stadt **Marienberg**, der 1523 durch Otto dem Frommen Stadtrechte und Wappen verliehen wurde, zeigt in ihrem Siegel, das vor etwa 40 Jahren neu festgesetzt wurde, Schlegel und Eisen, die mit dem Schild Sachsens bedeckt sind.

Die Hauptfigur ist die Jungfrau Maria mit dem Kinde inmitten eines, das ganze Bild überstrahlenden Glorienkreises. Das Wappen ist „redend“. — Die „Neue Stadt im Wiefenthal“ — das heutige **Oberwiesenthal** — erhielt ihr Siegel von ihren Grundherren, den bereits erwähnten Grafen von Schönburg. Das Bild wird beherrscht von dem rot-weißen Schild der Schönburger Herrschaft, der von zwei Bergknappen mit geschulterter Haue ge-

halten wird. Darunter befindet sich ein kleinerer Schild mit den schwarzen Berghämmern. Eine hübsche Erinnerung für diese Stadt ist die Beichtigung des Wappens durch Beamte des Kurfürsten im Jahre 1559, nachdem die Stadt kurfürstliches Eigentum geworden war. Es heißt, daß die kurfürstlichen Beamten am Wiefenthaler Wappen ein besonderes Wohlgefallen gefunden hätten. — Besondere Beachtung verdient auch das Siegel von **Delsnitz** im Erzgebirge deshalb, weil es eine besonders interessante Form eines redenden Wappens aufzuweisen hat. Der



Das Stadtwappen von Buchholz.



Schild ist zunächst senkrecht geteilt. Auf der (heraldisch gesehen!) rechten Schildhälfte steht auf einem Felsen ein weißgekleideter Bergmann mit der Haxe in der Hand; links stehen auf einem grünen Hügel drei Eichen-Bäume. Diese drei Eichen sind redend, das wird verständlicher, wenn man weiß, daß man diese Bäume im Böhmisches „olse“ nennt. Das hier geschilderte Wappen hat erst ein Alter von etwa 10 Jahren, vordem führte die Stadt nur die Berghammer in einem bekrönten Schilde. — Schließlich aber gehört auch das Zeichen von Scheibenberg in diese Gruppe; es zeigt in der oberen Hälfte auf weißem Grunde zwei grüne Tannen, in der unteren Hälfte auf Rot die Berghammer, über denen eine Scheibe (anstelle des sonst benutzten Herzschildes) liegt, die einen Greif zeigt. Das Scheibener Wappen wurde einige Male in unwesentlichen Teilen geändert. Die Grundfarben Rot und Weiß deuten wahrscheinlich darauf hin, daß der Ort eine Gründung der Schönburger Grafen war.

Dem Zeichen des Grafengeschlechts von Schönburg begegnen wir auch noch in einer Anzahl anderer hiesiger Stadtwappen. Stolz bekennst sich u. a. Elsterlein zu diesem Geschlecht, in dessen Besitz es sich im 15. Jahrhundert befand. Das Schönburger Wappen ist im Stadtsiegel an der Seite eines Torturmes angebracht; ein

Gegenstück bildet der Schild mit dem Andreaskreuz der Burggrafen von Meißen, die über die Grafschaft Hartenstein, zu der Elsterlein einst gehörte, herrschten. Eine ähnliche Ausfüh- rung zeigt das Wappen von Glaucha u. Auch hier be- herrscht ein Burg- tum das Gesamt- bild, er stellt das frühere, soge- nannte obere Tor in der Stadtmauer dar. Auf dem Turm wehen zwei Fähnchen in den Schönburger Farben. Rechts vom Turm das Schönburger Wappen, links ausgestattet mit einem silbernen Halbmond; durch den Halbmond wollte man die Gestalt der früheren alten Stadt, die halbmondförmig angelegt war, zum Ausdruck bringen. — Als vor 15 Jahren sich die Städte Richten- stein und Callenberg zu einem Ort ähnlich wie Hohenstein-Ernst- thal zusammenschlossen, lag es nahe, die beiden Wappen dieser Städte ebenfalls in einer Zeichnung zu verschmelzen. So stellt sich uns das neue Zeichen von Richten- stein = Callenberg so dar, daß auf der rechten Hälfte der Wehrturm aus dem alten Richtensteiner Siegel und auf der linken Seite das Callnburger Bekenntnis zu den Schönburgern, die rot-weißen Farben, zu sehen sind. Callenberg verdankte seinen Namen der Gattin eines Schönburger Grafen, die eine Gräfin von Callenberg war. — Im Siegel von Meerane befindet sich eine seltsam geformte Burg, die weniger dekorativ wirkt, als sie es wahrscheinlich sein soll. Auf der Turmmauer ist der Schönburger Schild geheftet. Die Schönburger erhielten im 14. Jahrhundert die Herrschaft Meerane von der böhmischen Krone zu Lehen.

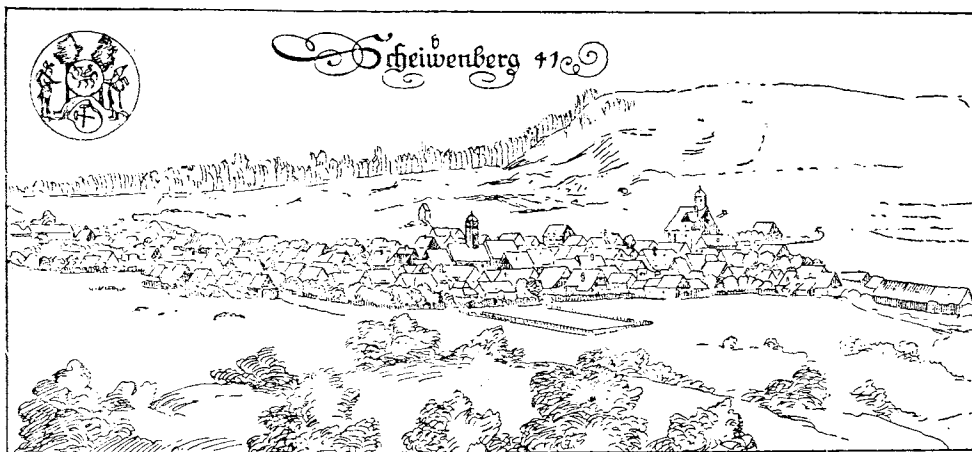
Die bisherige Uebersicht zeigte, daß der Kreis Chemnitz eine Reihe redender Städtezeichen hat. In dieser Gruppe müssen noch einige Nachträge erfolgen. Da ist zunächst Geyer. Es liegt nahe, daß man im Siegel dieser Stadt den Geier als Wappentier vermutet, zu Recht. An einem Zinnenturme be- findet sich ein Schild, der gleich drei Geierköpfe zeigt. — Beding- redend ist auch das Wappen von Zwönitz; es zeigt einen Sit- tich! Der Flecken Zwönitz gehörte ursprünglich zur Grafschaft Hartenstein, kam aber bald in den Besitz des Klosters Grünhain, das wiederum eine Filiale des Mutterklosters Sittichenbach war.

Abt Johann von Grünhain erhob 1475 den Flecken zur Stadt und gab ihm in verständlicher Verehrung des Mutterklosters Sittichenbach den Sittich als Wappentier. Ursprünglich saß der Sittich auf einem Abtschut, aus dem man aber zur Charakteri- sierung der erzgebirgischen Landschaft einen Berg machte. — Auch Pockau hatte von jeher ein redendes Wappen, in dem man in Anlehnung an den Ortsnamen einen schwarzen Bock sieht. Neuerdings benutzt die Gemeinde ein Siegel, in dem Kreisfäße und Hobel als Symbol der im Orte vorherrschenden Holzindustrie zu sehen sind.

Chemnitz führt ein Siegel ähnlich wie Dresden und Leipzig: ein gespaltener Schild, rechts auf goldenem Grund die sogenannten „Landsberger Pfähle“, das Hoheitszeichen der Mark Landsberg, aus der sich Kursachsen entwickelte; links der meiß- nische Löwe. Gleichen oder ähnlichen Zeichnungen begegnen wir nicht mehr im Bezirk Chemnitz.

Ein schönes und nicht alltägliches Wappen besitzt Chren- friedersdorf. Auf rotem Grunde befindet sich ein goldener Ring mit blauem Stein. Der Ring war das Wappen der Gra- fen von Waldenburg zu Wolfenstein, die den Ort zu Beginn des 15. Jahrhunderts zur Stadt erhoben. Später brachte man über

dem Wappen noch Hammer u. Schlegel an, um auf diese Weise den über 600 Jahre alten Bergbau in Chrenfriedersdorf in Erinnerung zu halten. — Das Siegel von Limbach ist erst etwa 50 Jahre alt und trägt dementspre- chend alle Zeichen der neuzeitlichen Entwicklung. Auf den Grundfarben Rot und Grün ist die Hauptdarstel-



Eine alte Federzeichnung von Scheibenberg mit Stadtwappen.

lung ein goldener Merkurstab als Zeichen des Handels; ein Kammrad weist auf den örtlichen Maschinenbau hin, während Platin und Wirtnadel Kenntnis von der Bedeutung der ört- lichen Webereien geben. — Das Rad vor dem Burgtore im Siegel der Stadt Dederan ist bisher noch nicht einwandfrei gedeutet worden; eine gewisse Berechtigung dürfte die Er- klärung haben, daß das Rad andeuten soll, die Stadt könne nur (im Mittelalter natürlich!) mittels Wagen, nicht auf dem Wasser- wege, erreicht werden, eine Erläuterung, die im Grunde kaum befriedigen kann. Unverständlich blieb auch bisher das Zeichen der Krone unter der im Wappen von Stollberg im Erz- gebirge dargestellten Kirche. Die Kirche ist unzweifelhaft die Marienkirche. Ob die darunter befindliche Krone andeuten soll, daß Stollberg ein böhmisches Kronlehen war, oder ob sie mit der gekrönten Jungfrau in Verbindung zu bringen ist, wird wohl ein Problem der Forschung bleiben. — Zöblitz zeigt einen wuchtigen Bärenkopf ähnlich wie Bärenstein. Es ist als sicher anzunehmen, daß auch Zöblitz Besitz der Grafen von Bärenstein (Bernstein) war, die den Bären als Wappentier führten. — Er- wähnenswert ist schließlich auch das Stadtwappen von Frank- enberg; es zeigt ein Stück Stadtmauer mit Tor und Fall- gitter und zwei Türmen. Auf der Mauer zwischen den Türmen steht die heilige Katharina von Alexandrien, in der rechten Hand ein Schwert, das auf ein mit spitzen Messern besetztes zerbroche- res Rad gestellt ist, in der Linken einen Palmenzweig als Zeichen des Märtyrertums. Das seit 1600 geführte Wappen ist offen- bar in Unkenntnis der Frankener Geschichte geschaffen wor- den. Frankenberg hat keine Stadtmauern mit Toren und Tür- men besessen; auch ist die Beziehung zur heiligen Katharina ziem- lich unsicher, die Kirche hat damals keinen Katharinen-Altar ge-

habt. — L u g a u führt in seinem Siegel zwei Türme, die eigenartigerweise durch einen umbauten Gang verbunden sind. Bei diesem Bauwerk soll es sich um ein ehemaliges, tatsächlich vorhandenen geweihtes Gebäude handeln (?), wozu es diente und wo es aufgeführt war, hat sich indessen noch nicht feststellen lassen. Die Hauptfarben sind Schwarz und Gold, Schwarz ist in Beziehung zum Steinkohlenbergbau zu setzen, während Gold der Landwirtschaft gewidmet ist. — Verschiedene Meinungen herrschen über das Wappen von Thum im Erzgebirge. Dargestellt wird ein breiter Torturm. Es soll sich um ein dem Bergbau dienendes Gebäude handeln, über das ein Engel schützend die Flügel ausbreitet. Es ist zwar richtig, daß Thum seine Entstehung dem Bergbau verdankt, trotzdem ist die Deutung anzuzweifeln, denn nach Mitteilungen des Heraldikers Professor Otto Hupp muß man annehmen, daß der Turm ein Gerichtsgebäude,

vielleicht einen Schulturm, darstellen soll; dieses Siegel haben früher die Gerichte geführt, ehe es von der Stadt als Wappen angenommen wurde. Das Alter dieses Wappens geht bis in das 16. Jahrhundert. — Das Siegel von Waldenburg wurde sogar bereits im 15. Jahrhundert so benutzt, wie es heute ist, ein ummauerter Turm mit Erkern. — Das Wappen, das Zichopau seit 1634 führt, besteht in drei Türmen auf einer Stadtmauer, eine Darstellung, die daran erinnert, daß die Bergstadt Zichopau mit Rücksicht auf ihre örtliche Lage eine stark befestigte Burgstadt gewesen ist.

Auch dieser Streifzug wappenkundlicher Art im Kreise Chemnitz dürfte zeigen, welche lehrreichen Feststellungen sich machen lassen, wenn man die Wappenkunde zum Gegenstand der Heimatforschung macht.

Hanns Wagner-Leipzig.

# Schinnerhannes / Der Stülpner-Karl des Hunsrück Das Leben eines Entwurzelten Copyright by Dr. Vogt-Kaiserslautern Sämtliche Bilder Foto Vogt

(11. Fortsetzung.)

Die kam in der Dämmerung an und teilte dem Hannes freudestrahelnd mit, daß der Salinendirektor gerne bereit sei, die Vermittlung bei den Behörden zu übernehmen. An diesem Abend schliefen zwei Menschen ruhig ein und glaubten an die Möglichkeit, daß sich doch alles zum Guten wenden könne. Zulchen blieb auf der Försterei, um immer mit Münster in Verbindung zu bleiben und des Direktors Nachrichten abzuwarten. Schinnerhannes ging in die Obergoscheler Gegend, wo der Großteil seiner Bande lagerte und seine Befehle abwartete. Nach vier Wochen schon — der Mai war gerade mit Pracht ins Land gezogen — konnte Zulchen dem Hannes die frohe Kunde mitteilen, daß die Behörden bereit seien, Pardon zu geben, wenn er seine Bande auflöse und sich selbst den Behörden stelle, die dann seinen Besserungswillen erproben und ihm die Möglichkeit einer bürgerlichen Existenz darnach verschaffen wollten.

Hannes besprach die ganze Sache mit seinem Vertrauten, dem schwarzen Peter. Der war wie vor den Kopf geschlagen: „Hannes, was willst du dir und uns antue! Bei den Franzosengepp um Gnab' winselst, Hannes, du bist doch krank, lieber an der Galge, wie so ebbes mache. Hannes, das darfst du net tue. Der Teufel soll die Weiber hole, die wo dir so Flöh' ins Ohr seze.“ Und der schwarze Peter schoß einen giftigen Blick gegen Zulchen, das dort unter der riesigen Eiche saß.

Hannes war schwankend geworden. Was war da zu tun? Zulchen wartete auf Antwort. Da nahm der schwarze Peter den Hannes entschlossen am Arm und sagte: „Wir zwei mache die Sach' allein aus, komm', das Zulche soll ausruhe.“

Und der schwarze Peter zog den Hannes in die Büsche und die zwei gingen nach dem Forsthaus, wo ein Bote des Salinendirektors wartete, um des Schinnerhannes Antwort entgegenzunehmen. Der schwarze Peter redete noch lange auf den Schinnerhannes ein. Er stellte dar, daß der Vorschlag der Franzosen, ihn zu pardonieren, doch nicht ernst sei, und daß er auf die Art ein ganz unrühmlich Ende nehmen müsse. Wenn man doch einmal das Handwerk aufgeben müsse, dann lieber auf die rechte Rheinseite gehen und dort unter die Soldaten untertauchen. Das wäre immer noch besser, als von den Franzosen Pardon zu nehmen.

Schinnerhannes schlug das Angebot des Salinendirektors ab. Es sei Frühling, sagte er, die Bäume seien im Laub und die dichten Wälder böten genug Schutz für ihn und seine Freunde. Er habe kein Interesse mehr an dem Vorschlag des Salinendirektors. So, nun war's heraus. Was würde Zulchen dazu sagen?

Zulchen sagte nichts, als sie von des Schinnerhannes Entscheidung erfuhr. Er mußte wissen, was er tat. Vielleicht war es so besser.

Aber, was nützte das dichte Laub, wenn der Häfcher viele

find. Eines Tages hatte das französische Militär den Großteil seiner Bande geschnappt, und nur in tage- und nachtelangen Eilmärschen konnte Schinnerhannes und einige wenige seiner Bande sich aus den Fängen der Treiber entwinden. Nun war er ein Gehefter. Aber es gab auch noch Menschen, die zu ihm hielten und ihm Schutz und Nahrung gewährten.

Zulchen machte treu und brav die furchtbaren Strapazen des ewigen Fliehens mit. Bis Hannes eines Tages auf das abgelehnte Projekt kam und nochmals die Fühlung mit dem Salinendirektor aufnehmen wollte.

Man fühlte nochmals vor. Schinnerhannes bot an, den Rest seiner Bande aufzulösen und sich selbst gegen Verspruch des Pardons zu stellen. Aber die Behörden lehnten ab. Das maitwunde Bild wird ihnen doch bald in die Fänge gehen. Die Antwort lautete: „Einem Räuberhauptmann gibt man keinen Pardon.“

Da beschloß Schinnerhannes mit seinem Zulchen und noch zwei Mitgliedern seiner Bande, nach dem rechten Rheinufer zu gehen und sich dort beim kaiserlichen Militär anwerben zu lassen. Dort konnte man vielleicht untertauchen. Wer frug da nach dem Schinnerhannes. Schinnerhannes ließ dem Salinendirektor noch vielen Dank für seine Bemühungen sagen und weiter ausrichten, daß er nicht mehr stehlen wolle und bei den kaiserlichen Soldaten ein neues Leben zu beginnen entschlossen sei.

Bei Boppard ging es bei Nacht und Nebel über den Rhein. Der Fährmann kannte seine Gäste nicht. Rechtsrheinisch hatte Schinnerhannes bei einem Bauern Pferd und Wagen untergestellt. Von hier aus unternahm er jeweils seine Krämerfahrten als Jakob Ofenloch. Auch einen Paß hatte er noch, aber der war abgelaufen. Die erste Patrouille, die sie antraf und ihre Pässe kontrollierte, wies sie aus dem Wied'schen Gebiete aus. Sie sollten sich nicht mehr blicken lassen, sonst müsse man sie alle verhaften. Wie streng war doch die Polizei geworden! Hannes wollte seine Waren und sein Geispaan auf dem Jahrmarkt zu Wolfenhausen verkaufen. Aber dieser Ort lag im Gebiete des Wied'schen Fürstentums. Man mußte also vorsichtig sein, da man soeben erst aus diesem Lande ausgewiesen war. Aber der Teufel schien los zu sein. Sie begegneten derselben Patrouille wieder. Die kannten diesmal keinen Pardon und nahmen die sonderbaren Krämer fest. In Wolfenhausen angelangt, gelang es dem Schinnerhannes und den Seinen, gerade als sie unter Aufsicht in einer Wirtschaft ihr Geispaan unterstellen wollten, zu entfliehen und unter dem Vorwand ihrer Habe zu entweichen. Aber kaum tauchten sie aus dem Kornfeld auf, hinter Wolfenhausen, da begegnet ihnen eine neue Patrouille. Man hält sie an, frägt nach den Pässen. Der Schinnerhannes erklärt barock, daß er keine Pässe brauche, da er aus Weißbach in der Nähe sei und in Wolfenhausen Siegeln kaufen wolle. Aber der Patrouillenfürer gab nicht locker und sagte:



„Gut, dann folgt mir nach Wolfenhausen zu dem Ziegler, den ihr angebt. Wenn der euch kennt, so sollt ihr frei sein.“ Also zog man wohl oder übel mit.

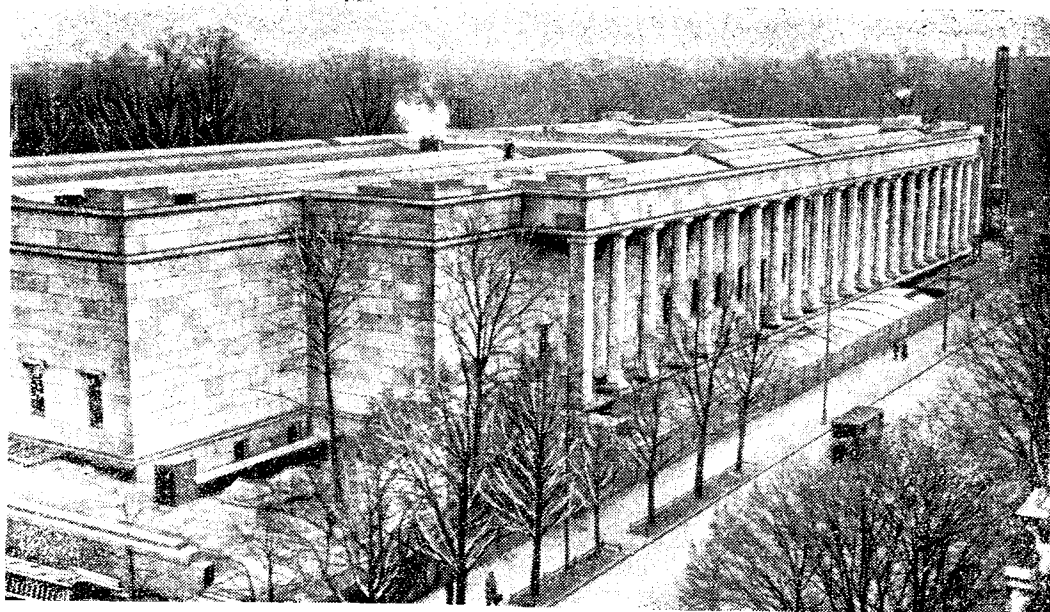
Schinnerhannes versuchte es nun mit Bestechung. Wie oft hatte das schon geholfen. Er gab den Soldaten Tabak, bot ihnen Geld an, wenn sie ihn entspringen ließen. Aber wenn auch der eine oder andere von den Soldaten geneigt gewesen wäre, dem schmucken Fremden eine Gefälligkeit zu erweisen, der Korporal war sicher nicht mit einverstanden und dann war es gefährlich zu entspringen; denn sie hatten alle scharf geladen.

In Wolfenhausen empfing sie der Leutnant, der den Hannes zuvor festgenommen hatte, mit Freude und Wonne und reklamierte sie für sich. Man übergab ihm die Gefangenen. Hannes beteuerte immer wieder, daß er ein ehrbarer Mensch sei, gerade keinen Paß bei sich habe, wie das in solchen Zeiten häufig vorkommen könne. Er wolle sich bei den Kaiserlichen als Soldat anwerben lassen und hier in Wolfenhausen nur seinen Wagen und sein Pferd verkaufen.

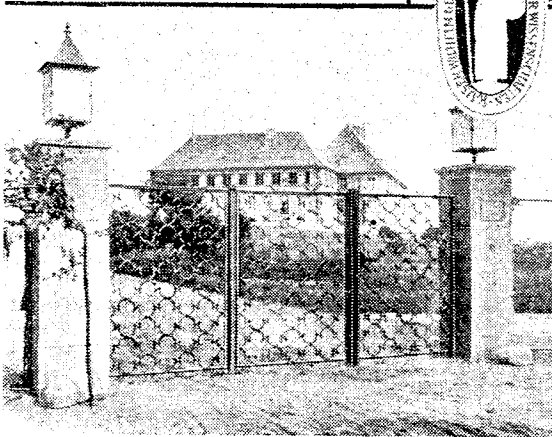
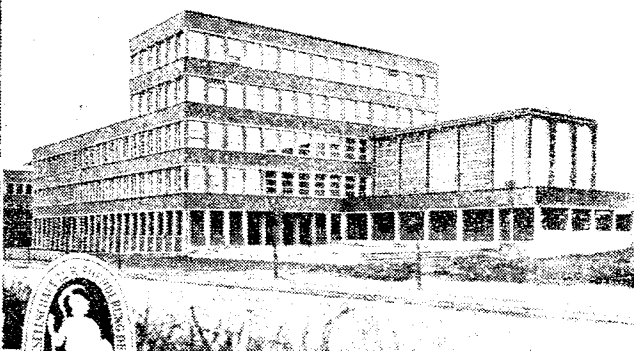
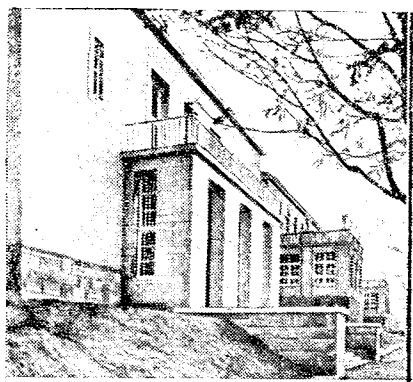
Was machte man schließlich so ein Getue um einen Mann und seine Frau. Man sagte dem Schinnerhannes zu, daß er seine Sachen verkaufen dürfe und wenn er die Begleitung bezahle, so wolle man ihn in Limburg bei den Rekruten abliefern. Hannes ist einverstanden. Man holte einen kaiserlichen Werber herbei und Schinnerhannes schloß mit ihm unter dem falschen Namen Jakob Schweikhardt um 15 Gulden Handgeld einen Werbevertrag ab. Dieses Geld bekamen aber sofort die Wied'ichen Soldaten für ihre Bemühungen. Mit dem Werber zog Schinnerhannes dann gen Limburg, um Soldat zu werden. Zulchen zog mit.

In Limburg wurde Schinnerhannes dann Rekrut. Er mußte lächeln, wenn er an den Dienst dachte. Wie weit war er allen überlegen. Ein Musterfeldat, mit Mut und Ausdauer; schießen konnte er wie der Teufel und mit dem

## Bilder aus aller Welt



Das Haus der deutschen Kunst in München ist nun soweit fertiggestellt, daß das Gerüst vollständig entfernt werden konnte. In ihrer imposanten Länge von 175 Meter zieht sich die mächtige Säulenfront an der Prinzregentenstraße hin, einen tiefen Eindruck von den Ausmaßen und der architektonischen Kraft dieses Bauwerkes gebend, das der Kunst im neuen Deutschland eine Heimstätte sein wird. (Weltbild, R.)



25 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Kürzlich konnte die führende Organisation der deutschen Wissenschaft, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Im Laufe dieser Zeit hat die Gesellschaft mehr als 30 Forschungsinstitute geschaffen bzw. weitergeführt, in denen nicht nur alle Gebiete der Wissenschaften, sondern auch viele Gebiete des praktischen Lebens wissenschaftlich bearbeitet werden. Wir zeigen oben links das Hörsaalgebäude des Instituts für Kohleforschung in Mülheim (Ruhr), oben rechts das Institut für Arbeitsphysiologie in Münchenberg, unten links das berühmte Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg (Mark) und unten rechts die Halle des nach dem langjährigen ersten Präsidenten benannten Harnack-Hauses in Berlin, das sich zu einem Welttreffpunkt von Gelehrten aller Nationen entwickelt hat. (Selle-Eysler, R.)

Selände war er vertraut wie sonst keiner. Seine Vorgesetzten waren ordentlich stolz auf den neuen Rekruten Jakob Schweithard und bemerkten des öfteren, daß noch was aus dem Kerl werden könne.

Zulchen war ganz glücklich, als sie die guten Einflüsse bei ihrem Hannes sah. Bei der guten, vorbildlichen Führung des neuen Rekruten waren auch die Vorgesetzten einverstanden, daß er sich mit Zulchen verheirate und erteilten ihm die Genehmigung. Die Zwei frohlachten und freuten sich auf den Tag, der sie am Traualtar sehen würde. Pläne wurden gesponnen und die Welt schien wieder ein freundliches Gesicht zu bekommen. Schinnerhannes glaubte, daß sein jahrelanges Glück endlich wieder sich eingestellt habe und machte guter Dinge seinen Dienst.

Nach Wochen sah auf einmal der Schinnerhannes neben sich in Reih und Glied den schwarzen Jonas, seinen alten Kumpanen. Das sah er als ein übles Vorzeichen an. Aber der Jonas würde ihn nicht verraten, nicht gegen vieles Geld. Wieder vergingen einige Tage.

Man war gerade auf dem Kasernenhof und egerzierte in der Glusanne. Dem Schinnerhannes machte das nichts aus, nur Durst bekam er. Da entstand am Kasernentor ein Auflauf. Soldaten brachten einen Rekruten, der vor Wochen desertiert war, noch bevor Schinnerhannes bei der Truppe war. Man führte den Deserteur vor die Linie und stellte ihn als abschreckendes Beispiel der Verworfenheit hin. Als der Deserteur so vor der Front stand und die Androhung der schrecklichsten Strafen über sich ergehen lassen mußte, gewährte er plötzlich den Schinnerhannes. Der zuckte zusammen. Das war ja der Zersas, der früher einmal mit ihm zusammengearbeitet hatte. Er nickte dem Zersas zu. Aber der lachte plötzlich hysterisch auf und schrie: „Mich stellt ihr hin, wie den größten Verbrecher und dort im Glied steht der größte Spitzbub vom Rhein, der leibhaftige Schinnerhannes, ha, ha, ha“.

Was nützte dem Schinnerhannes sein Leugnen. Gar bald waren Steckbriefe nach ihm zur Hand. Und als man das Signalement verglich, konnte Hannes nichts mehr verbergen.

Man legte Schinnerhannes in Ketten. Vor dem kaiserlichen Verbeamten in Frankfurt sollte über sein weiteres Schicksal entschieden werden. Schinnerhannes hoffte unterwegs auf eine Fluchtmöglichkeit. Zulchen bot alles auf, um die Soldaten zu bestechen. So ging der Weg nach Frankfurt.

### XIII.

Schinnerhannes war gefangen. Mit dem schwarzen Jonas zusammengekettert, ging der Weg nach Frankfurt. Zulchen zog mit dem Zug. Man ließ sie gewähren.

Schinnerhannes fürchtete nur die Franzosen. Wenn er diesen ausgeliefert wurde, war seine Lage gefährlich. Denn auf dem linken Rheinufer hatte er die Taten vollbracht, die ihm das Genick brechen konnten, während er mit halbwegs gutem Gewissen annahm, daß auf keiner seiner Taten auf dem rechten Rheinufer die Todesstrafe stehe.

Mit wachsendem Unbehagen verfolgte er daher den Weg der Eskorte. O weh, der Weg ging über Wiesbaden nach Castet, dort lagen Franzosen. Zulchen redete mit dem Anführer der Eskorte, sie wolle ihm viel Geld geben, wenn man um Castet herumgehe. Aber das wurde abgelehnt. Da sagte Schinnerhannes: „O weh, nun bin ich verloren!“

Aber man kam ungehindert aus dem französischen Bereich heraus. Frankfurt tauchte auf. Damit stiegen auch wieder die Hoffnungen des Schinnerhannes. Der schwarze Jonas erkaufte seine düsteren Gedanken in Alkohol, den er sich zu verschaffen wußte. Den ganzen Tag über sang er: „Ha, ha, hammer die emol, mit dem verrissene Ramisol!“

Die Nachricht vom Eintreffen des Schinnerhannes in Frankfurt hatte die ganze Stadt auf die Beine gebracht. Besonders seine Freunde, die Juden, hatten sich vollzählig eingefunden, um ihrer Genugtuung über die Dinghastmachung des berüchtigten Räuberhauptmanns Ausdruck zu geben. Hoheitsvoll, wie ein

König, schaute Schinnerhannes auf die Gaffer. Rief wohl auch hie und da einmal: „Ja, ja, schaut ihn euch recht an, es ist der Schinnerhannes, gar nichts ist er euch schuldig geblieben.“

Der Magistrat der freien Stadt Frankfurt war sich nicht so recht im klaren, was er mit dem Schinnerhannes anfangen sollte. Auf ihrem Gebiete hatte er zwar auch einige Taten vollführt, das meiste aber hatte er linksrheinisch angestellt. Schinnerhannes, der ganz offen, nach anfänglichem Leugnen, den Großteil seiner Taten zugab, bat und flehte, ihn doch nicht an die Franzosen auszuliefern. Man sollte ihn hier aburteilen und nach Verbüßung seiner Strafen unter das Militär aufnehmen. Aber es bestanden Auslieferungsverträge mit den Franzosen, und der größte Teil der Schinnerhannesbande lag schon in Mainz. Außerdem war gerade auch der „Feger“ eingeliefert worden. Man schaffte sich alle Last vom Halse und beschloß, den Schinnerhannes nach Mainz an die Franzosen auszuliefern.

Zulchen wurde nun auch verhaftet. Auf einem alten Wagen saßen der Schinnerhannes mit seinem Zulchen, ebenso der Feger, der schwarze Jonas war wieder im Delirium. Voller trüber Gedanken saßen sie auf dem Wagen, der auf der holprigen Straße von Frankfurt nach Mainz rollte. Ruck — ruck — ruck hin und her wurden sie geworfen. Was sollte man schließlich viel nach der Bequemlichkeit von Straßenräubern.

Da, krach, das Vorderrad des Wagens fällt heraus, die ganze Gesellschaft fliegt auf die Straße.

Feger meint tiefinnig: „Da schau, Schinnerhannes. So ist es auch mit unförm Lebensrade. Mir scheint, es ist ins Stocken geraten und will nicht mehr fort.“

Aber Schinnerhannes will nicht zusehen, was seine Ahnung ihm sagt. Er will auch das Zulchen nicht künstlich aufregen; denn es erwartet wieder einen Schicksal. Das ist nicht so ergehen soll, wie dem ersten. Das ist nicht.

„Ach, ach, Schinnerhannes. Das wird man sich mit uns machen wollen? Sehts bis hienah auf die Türe, das wird genügen, damit werden wir durchkommen. Nur der Kopf hoch!“

Aber der Feger schüttelt den Kopf und sagt: „Hannes, diesmal kost's de Krüge.“

Inzwischen ist das Rad wieder in Ordnung gebracht und schlecht und recht geht es weiter nach Mainz.

Am 16. Juni 1802 ist der Einzug in Mainz. Mehr Leute sind nicht auf den Beinen, wenn Napoleon kommt. Von nah und fern strömen die Leute herbei, um sich persönlich zu überzeugen, daß der berüchtigte Schinnerhannes nun wirklich dingfest gemacht ist. Besonders die jüdische Bevölkerung von Nahe und Hunsrück ist in Scharen herbeieströmt; denn sie wollen selber nicht glauben, daß der leibhaftige Schinnerhannes unschuldig gemacht ist, sie wollen's mit ihren eigenen Augen sehen, nur dann können sie das Unfaßbare für wahr halten.

Erst als sich der riesige Holzturm hinter den Räubern schloß, glaubte man in etwas ruhiger Art schlafen zu können.

Das war ein anderer Turm als der zu Saarbrücken oder zu Simmern. Da war an Flucht kaum zu denken. Ganz oben saß der Hannes in seiner Zelle, angekniet, dicke Gitter schlossen die Fenster, selbst, wenn man sie durchbrechen könnte, war ein Sprung aus solcher Höhe unbedingt tödlich. Mit den Mitgefangenen konnte man sich auch nicht durch Klopfen verständigen. Zudem wollte Schinnerhannes auf Zulchens Zustand Rücksicht nehmen und durch gutes Betragen erreichen, daß man ihn hie und da zu Zulchen gehen ließ. Die Bewachung war ganz streng. Die französischen Behörden wollten sich diesmal den Gang nicht entgehen lassen. Jahrelang hatte der Schinnerhannes allen ihren Bemühungen trotzt und die ganzen französischen Behörden zumarren gehalten, das Volk zur Unbotsmäßigkeit erzogen, die Franzosen lächerlich gemacht; Schinnerhannes ward als Staatsverbrecher angesehen und in großem Prozeh sollte sich an ihm und den Mitgefangenen die ganze Schwere der französischen Justiz auswirken.

(Fortsetzung folgt.)

# Unser Oberwiesenthal / Eine Winterbilderreihe von Konrad Haumann

## 1. Gebirgswärts.

Man kommt vom burgenromantischen Zichopautal her. Annaberg, die Hauptstadt des Obererzgebirges, zeigte ihre Schätze: den Bergdom, den Frohnauer Hammer, sein Erzgebirgsmuseum, den markanten Pöhlberg mit seinen hervorragenden Sportanlagen. Und nun schnauft von Cranzahl — der letzten Umfiegstation — die Schmalspurbahn kammwärts gegen Oberwiesenthal, Sachsens Sportzentrum und Deutschlands höchstgelegene Stadt. Schneetannen klopfen wie Märchengrohmütter an die Wagenfenster. Vor allem abends, wenn das ganze Abteil vollbeladen ist mit munter plappernden „gebirgischen Mädeln“, die irgendwo im Tale arbeiten, ist diese Bergfahrt zauberhaft schön mit den allerorten erglühenden goldnen Lichtern in Häusern und Gebirgsdörfern und Fabrikwerken.

## 2. Die Bergstadt.

Oberwiesenthal könnte ob seiner verschiednen Superlative wohl „hoch“-mütig werden — als höchstgelegene Stadt Deutschlands, Sachsens und des Erzgebirges, als Stadt der ersten deutschen Seilschwebebahn, mit den benachbarten Tellerhäusern als Sachsens höchster Siedlung und den Sonnenwirlhäusern als den höchsten Wohnstätten des Erzgebirges —, aber es ist durchaus die beschiedne Bergstadt geblieben, in der vor 400 Jahren der Silberregen blühte. Die schlichten Bergstadthütten, hinter deren Fenstern noch fleißige Klöpplerinnen werken, sind die alten geblieben. Und auf dem schneezermühlten Markt steht ein Schild „Deitich on frei wolln mer sei!“ Am schlichten Charakter der Bergstadt ändert auch der tolle Betrieb nichts, der an manchem Schneefesttag nicht nur den Markt, sondern auch alle Gassen mit laufenden von Autos verstopft und abertausend Skifahrer durch den Ort schnüren läßt. Die Chronik berichtet von manchem längstvergangenen Oberwiesenthaler Winter, der das Schievolte heute neidisch erblassen läßt; wo die Oberwiesenthaler ihre Hütten nur per Dachlufe verlassen konnten, wo der Marktplatz untertunnelt war, wo sich ein aus dem Gasthaus kommender Bürger bei Nebel auf dem Marktplatz zu Tode verirrt, wo noch um Johanni der Schnee lag. Um die Jahrhundertwende sind es wohl vorwiegend die Fortbefähigten gewesen, die den Oberwiesenthalern die ersten Bretter vorführten. Und heute sieht man ja hier den Schornsteinfeger als lustige Schwarz-Weiß-Groteske, die Feuerwehr und jeden vierjährigen Hofenmag auf Schneeschuhen herumfuhrwerfen!

## 3. Rund um die „Idiotenwiese“

Das zeitgenössische Bild eines winterlichen Schneehanges — der hier in unvergleichlicher Weite und Höhe bis zum Kamm empor zur Verfügung steht — zeigt Oberwiesenthals „Nebungshang“. Vom Schievolte selbst höchst respektwidrig „Idiotenwiese“ benannt. Um Sporthotel, Kreishaus und eine Anzahl Schihütten entwickelt sich da ein buntbewegtes Leben, zu dem Fichtelberg- und Keilberggipfel mit ihren silbersternen Bannwäldern hernieder schauen. Da exerzieren die blauen Schioldaten wie winzige silhouetten-schwarze Marionetten. Das trabbelt, schwingt, gleitet, jauchzt, purzelt, fliebt und bremst auf den langen Hölzern. Da fliegen von der Sprungchanze beherrschte Meister durch die Luft. Da zeigen auf dem Eis-

laufplatz Kunstläufer ihr elegantes Können und treiben Hochspringer die harte Scheibe durchs gegnerische Tor. Da streichen die beiden zotigen Eisbären täppisch um hübsche Schiläuferinnen, die just die jüngste Schimode — kurze blaue Bumphosen zu weißen Wollstrümpfen — vorführen. Und alles ist Leben, Bewegung, Lachen, Frohsinn!

## 4. Schwebebahnfahrt.

Ein bezauberndes kleines Erlebnis ist die Bergfahrt zum Fichtelberggipfel. Surrend schaukelt die schwebende Himmelstafel gipfelwärts, vollbeladen mit Sportlern und ihren Geräten. Wunderbar entleert sich die marmorweiße Gebirgslandschaft. Während Oberwiesenthal mit seinem Spitzturmtürlein immer spielzeugwinzigere Formen annimmt und in der Tiefe zurückbleibt, rücken die markanten Tafelbergformen des Gebirges auf. Und dann schwebt man über der prächtigen Schneegotik dickbereifter, dickschneiter Bannwald-Tichten. Droben auf dem Gipfel wurden das über und über bereifte Berghotel und die Wetterwarte zu kristallweißen Burgen. Drinnen im Berghaus erklingen Anton Günthers gemüthliche Erzgebirgslieder zur Zither; seine Heimat ist ja drüben jenseits des Kamms in Gottesgab.



Siegreiche Polizeimannschaften im Jahre 1935.



Kinder vom SA-Treffen in Oberwiesenthal im Jahre 1935.

## 5. Schneephantasten auf dem Erzgebirgskamm.

Phantastisches Aussehen zeigt der Kammwald im fast meterhohen Schnee. Da wurde jede Bergfichte zur grotesken Schneegestalt. Lachend wandert man durch den glitzernden Schnee in Raufreif bei grimmiger Kälte und herrlichem Sonnenschein, gefangen von der seligen Höfeneinsamkeit des Kammwinters. Da verfinstert plötzlich die sonnige Kammwelt im dick einherwälzenden Nebel. Da werden bei den Sonnenwirlhäusern die Bäume zu kristallnen, schlangehaften Ungeheuern. Da wird der Bannwald am Keilberg zum unheimlichen Mastengewühl von Zaubern, wildem Getier, Zipfelmützen, Eisparas und Reifrockdamen. Und tobt Sturm über den Kamm, so wird der Schnee vom Erdboden wieder himmelauf gepetticht, daß sich die lachende Sonne verfinstert.

## 6. Talwärts im Sportlerzug.

Ein erlebnisreicher Schneefesttag um Oberwiesenthal ist vorüber. Während ein Auto nach dem anderen Oberwiesenthals Markt und Gassen mit blendenden Scheinwerfern verläßt und in die stille Bergnacht hineinrast, stürmen die „Minderbemittelten“ die in erfreulicher Folge verkehrenden Züge der Schmalspurbahn. Da drängen sich die wackeren Skiläufer um die behagliche Wärme der altväterlichen Eisenöfen; mag ihnen auch sonst „Dienhoten“ lächerlich sein. Und mehr sie „auftauen“, umso lebhafter wird es im Abteil. Da ziehen nochmals die erlebten Abenteuer des Tages am Kamm, Zechengrund, Rodelbahn, Berghäuser herauf, hört man von Stürzen und böartigen Unglücksfällen, während das blaue Skifahrerl sanft an die Brust ihres Begleiters gesunken einschlüpft. Aus dem Großstadtbahnhof ergießt sich eine stattliche Kavalkade Brettelbewaffneter auf die belebten Straßen, während hoch droben am Kamm Oberwiesenthal wie ein weißer Traum in der Erinnerung lebt.

„Bleibe nicht am Boden haften,  
Frisk gewagt und frisk hinaus!  
Kopf und Arm mit heilern Kräften,  
Überall sind sie zu Haus“;



Wo wir uns der Sonne freuen,  
Sind wir jede Sorge los;  
Daß wir uns in ihr zerstreuen,  
Darum ist die Welt so groß.“ (Goethe, Wandertied.)